

Die Vertriebenen brauchen geeignete Arbeitsplätze

Die Vertriebenen mussten auch Arbeit finden. Früher selbstständige Bauern wurden meist auf Dörfern untergebracht, vor allem als Helfer auf den Höfen.

Der damals 18-jährige Franz J. berichtet:

Wir kamen zum Bauern B. nach Unterbettringen. Meine Mutter hat auf dem Feld geholfen, ich wurde vom Bauern schon überall als sein neuer Knecht vorgestellt. Das hat mir allerdings nicht so ganz gepasst, da wir zu Hause in Südmähren einen eigenen Bauernhof mit 22 ha hatten. Wir blieben etwa 6 Wochen bei ihm.

Die meisten von ihnen sind später in Fabriken gegangen, weil es nicht genug Land gab, um neue Bauernhöfe zu gründen.

Die Gold- und Silberstadt Gmünd galt schon früher als Notstandsgebiet, da in schlechten Zeiten kaum Silberwaren verkauft wurden. OB Czisch wollte nun diese einseitige Industrie ergänzen und bemühte sich um die Ansiedlung der vertriebenen Gablonzer Glas- und Schmuckwarenhersteller. Schon früher hatte es zwischen der Stadt Gablonz im Riesengebirge und Gmünd wirtschaftliche Beziehungen gegeben, so dass auch die Vertriebenen großes Interesse zeigten, sich in Gmünd anzusiedeln. Die meisten von ihnen waren zu Hause selbständig gewesen und wollten hier ihre Betriebe wieder aufbauen.

Herr Z. berichtet, wie Modeschmuck hergestellt wird: „Der **Gürtler** muss den Schmuck gestalten, die Ideen haben, die Entwürfe anfertigen. Die benötigten Metallteile bezieht er vom **Prägewerk**. Vom **Nadler** bezieht er die Verschlüsse für Broschen, vom **Glaswarenhersteller** die Glassteine, die in Ringe oder Anhänger eingesetzt werden. Die Rohlinge werden nun beim **Galvaniseur** vergoldet oder beim **Ma-ler** dekoriert. Eine eigene **Verpackungsindustrie** liefert die Aufsteckkartons für Ohringe, die Etuis für Ringe und schließlich die Schachteln für den Transport. **Exporteure** verkaufen die Waren aus den oft kleinen Fabriken dann in alle Welt.“

Aus diesem Grunde war es für die Gablonzer besonders wichtig, zusammenzubleiben und an einem Ort gemeinsam wieder beginnen zu können. So entstanden in Gmünd in Garagen, Kegelbahnen und Dachböden die „Fabriken“ der Vertriebenen, denn zur Herstellung der kleinen Modeschmuckstücke waren weder große Maschinen noch viele Rohstoffe oder Lagerbestände nötig.

Frau P. schildert, wie ihre Schmuckfabrik in Gmünd anfang:

„Vater hat im Frühsommer 1947 das Geschäft gegründet. Zuerst war die Werkstatt in einer Kegelbahn im Gasthof „Hopfensitz“ und wir mussten selbst einen Graben für die Gasleitung bis in die Klarenbergstraße ausheben. Man musste immer auf Draht sein, mal gab es hier einen Schraubenschlüssel, mal dort eine Blechdose als Behältnis. Aus Aluminiumabfällen haben wir Broschen gesägt, natürlich alles von Hand. Um jede 5 kg Material aus Wehrmachtsabfällen haben wir uns bemüht. 1948 hatten wir schon 3 Gehilfen.“

Um die Anfangsschwierigkeiten besser bewältigen zu können, hatten die Gablonzer eine Genossenschaft gegründet, die für alle Betriebe Ein- und Verkauf übernahm, Kredite beschaffte und 1948 den Bau einer eigenen Glashütte begann.

1949 wurden von allen neu gegründeten Schmuck- und Glaswarenfabriken Gmünds Waren im Wert von 7 Millionen DM hergestellt, 1954 betrug der Umsatz der 110 Betriebe schon 35 Millionen DM. Fast die Hälfte davon ging ins Ausland, in rund 100 Ländern in aller Welt wurden Gmünder/Gablonzer Schmuckstücke verkauft. 2600 neue Arbeitsplätze waren geschaffen worden.

Aufgaben:

Arbeite aus dem Text heraus,

1. warum es für die meisten Vertriebenen schwierig war, ihre frühere Arbeit wieder aufzunehmen,
2. was sich die Stadtverwaltung von den neu ankommenden Vertriebenen erhoffte,
3. wie zahlreiche Menschen das Problem durch Eigeninitiative lösten.